

New York, New York

Notizen im Laufschrift

Mein letzter New York-Aufenthalt liegt achtzehn Jahre zurück.

Dieses Mal möchte ich meiner Tochter New York zeigen.

Eine Woche lang.

Die Einreiseformalitäten auf dem Flughafen erfordern Geduld und rufen Kopfschütteln hervor: seitenlanges Ausfüllen von Visa- und sonstigen Papieren sowie Frage- und Antwortspiel an der Passkontrolle entsprechen eher einem Dritte-Welt-Land als der größten High-Tech-Nation.

Wir erreichen unser Hotel, Lexington Av./30th St, klein, einfach, dunkel (wir zahlen dennoch über 100 US\$), die Lage erweist sich als ideal.

Unser heutiger Tag bringt uns sechs Stunden mehr Zeit, wir ziehen gute Lafschuhe an und los geht's: ein Block links, drei Block rechts, wieder vier Block links und wir stehen, Blick nach oben, vor dem ersten Sightseeing-Muss: dem Empire State Building.

Wir lernen in Touristenschlangen zu stehen und das gleich dreimal. Geduld und Warten lohnen sich, der Ausblick über Manhattan ist „really great“, um mit den Amerikanern zu sprechen.

In den folgenden Stunden bewegen wir uns im Minutentakt von Ampel zu Ampel „stopp“ und „go“. Sobald der nächste Block erlaufen ist, warten wir auf „walk“, viel öfter scheint uns, bremsen wir unseren Laufschrift ab und stehen vor „don't walk“.

New Yorker und Nicht-New Yorker unterscheiden sich darin, dass New Yorker grundsätzlich auch bei „don't walk“ die Straße überqueren, während Nicht-New Yorker geduldig warten. Am dritten Tag sind wir amerikanisch und hetzen auch bei „don't walk“ über die Straße.

Gleichgültig, bei welcher Farbe man die Straße wechselt, jeder Fußgänger ist schneller als alle fahren, besser stehen, Busse, Taxen und „Straßenkreuzer“ Stoßstange an Stoßstange.

Gut fährt sich's mit der Subway, vorausgesetzt man besitzt „Token“ (Münzen, die es nur an bestimmten Stellen im U-Bahn-Bereich gibt, wir brauchen länger, um sie zu finden). Ein Tip: Token sind auch für Busfahrten ideal, denn kein Fahrer wechselt Scheine, sondern alle lassen Fahrgäste vor der Tür, wenn sie keine passenden Münzen haben. Das kann nerven: ist endlich der richtige Bus mit der richtigen Nummer an der Haltestelle, darf man nicht hinein!

Meine Tochter meint: führen die New Yorker kleinere Autos, Panda, Polo oder Fiesta, hätten sie um die Hälfte weniger Stau. Darüber kann man nachdenken.

Wir sehen nur „Schlitten“ (jeder Tourist dreht sich nach den schwarzen oder weißen Limousinen mit Überlänge um, hinter deren verdunkelten Scheiben manch ein Prominenter vermutet wird) in den Häuserschluchten.

Einen Smart sehen wir: im Skulpturgarten des Museum of Modern Art, von vielen Amerikanern umlagert und bestaunt.

Wir bewegen uns von morgens bis abends im New Yorker style of life, wir laufen, eher rennen, bei großer Hitze durch Häuser-, Menschen- und Automassen, ab und zu Zuflucht vor den Temperaturen in den air-condition-Gebäuden suchend, mal in Lower Manhattan, mal in Greenwich, mal in Soho und durch den Central Park.

Fast ehrfürchtig bleibe ich in den „strawberry fields“ vor der bescheidenen Denkmalplatte John Lennons stehen und merke, er gehörte zu unserer Generation, nicht der meiner Tochter.

Kontrast in der Wall Street.

Zahllose Krawattenträger, die zur Lunchzeit ihre Sandwich essen, sich in Schlangen anstellen dafür, um anschließend wieder in die Finanzmärkte der Welt einzutauchen. Wir schauen uns die New Yorker Börse, die New York stock exchange von der Besuchergalerie aus an und stellen fest, dass wir hier auch nicht mehr durchblicken als vorher. Hört man den Erklärungen für Besucher per Kopfhörer zu, so beschränkt sich die Information auf markige Worte, von denen eines am häufigsten benutzt wird: the fairest, the fairest, the fairest...

Ein anderes New York bietet die Welt der Museen, die allein schon einen Besuch der Metropole wert sind. Wir empfinden sie als eine Oase der Ruhe und mit Leichtigkeit im Straßengefüge zu finden.

(Orientierungshilfen geben die 5th Av., die 42thSt sowie der Broadway.)

Wir besuchen das Guggenheim Museum an der 5th Av. direkt am Central Park, das außer seinen festen Galerieständen bis zum Herbst eine Surrealismus-Ausstellung zeigt, die jeden Kunstkenner begeistern wird.

Einen anderen Tag widmen wir dem Museum of Modern Art, in dem neben Bildern eine Design- und Architektur-Ausstellung zu besichtigen sind.

Die Frick-Collection, in Reiseführern empfohlen, beschränkt sich in wunderschön schlossähnlichem Ambiente auf Werke früherer Künstler.

New York fasziniert und erschlägt zugleich.

Wir flüchten aus der Hitze des Häuserdschungels in die Nationalbibliothek: darin finden wir eine Yeats- sowie eine Nabokov – Text- und Bildschau, einen Stille verströmenden riesigen Lesesaal und einen weiteren mit etwa 40 PCs ausgestatteten, die in den historischen Sälen fremdartig und kalt im Raum stehen. Wir hätten New York nicht richtig erlebt, wären wir nicht Zuschauer bei der Produktion eines Promotion-spots gewesen.

Auf der Treppe der Nationalbibliothek wimmelt es von Kameraleuten, einer Maskenbildnerin, dem Regiestab, einem wild gestikulierenden Schauspieler, kurz einem riesigen Aufgebot eines Dreamteams. Ein großes Tablett gestapelter Hamburger sagt uns, um was es geht: ein Mc Donalds-Spot wird gedreht, der keine 40 Sekunden dauert.

Szene: ein leicht dicklich, völlig unscheinbar aussehender Otto-Normal-Schauspieler sitzt wild gestikulierend mit der linken Hand, in der rechten einen Hamburger haltend auf der Treppe der Bibliothek, steigert sich mit Gesten und Worten gierig auf den Hamburger blickend, kann sich nicht mehr beherrschen – und beißt mit Wucht hinein. Spot aus.

Bei jeder neuen Szene gibt es einen neuen Hamburger, der vorher gepinselt und dessen Salatblatt zuvor mit einer Schere in Form geschnitten wird. Des Bissens im Mund entledigt sich der Akteur durch Ausspucken in einen Becher. Nach der fünften Wiederholung wird sein Hemd gewechselt, nach dem zwölften angebissenen Hamburger gehen wir.

Kein Amerikaner schaut zu, für sie sind diese Szenen Alltag, nur Touristen werfen neugierige Blicke. Mc Donalds ist Trash-Kultur und New York, in manchen Stadtteilen mehr, in manchen weniger, Trash-City. Sobald wir in Amerika essen, produzieren wir Müll. Das tut jeder Amerikaner, der in einem der tausenden Fast-food-Kettenrestaurants isst.

Jede Tasse Kaffee wird in Plastikbechern getrunken, mit Plastikdeckel, Plastiklöffel, oft noch mit Serviette und in Tüte verpackt. Kaum ein New Yorker scheint zu Hause zu frühstücken, geschweige denn zu Mittag oder zu Abend zu essen oder gar zu kochen.

Die take-away-Mentalität vervielfacht den Abfall. Jeder Salat, jeder Sandwich wird in Plastik gesteckt. Je teurer die Lokale umso weniger Plastik ist die Regel. Teure Lokale können wir uns nicht leisten, der Dollarstand spricht dagegen und New York scheint zum Geldausgeben besonders geeignet.

Bei unserem bescheidenen morgendlichen Frühstück zählen wir 18 (in Worten achtzehn) Abfallteile.

Meine Tochter und ich. Wir zwei. Jeden Morgen.

Die Müllabfuhr ist restlos mit den schwarzen Müllsäcken, die nachmittags ab vier Uhr die Straßen säumen, überfordert, jeder Mülleimer läuft über und oft sind noch morgens Straßenteile von Plastiksäcken übersät. Recycling scheint ein Fremdwort, auch wenn es der englischen Sprache entstammt, und nur die Weite und Größe des Landes mit den entsprechenden Verbuddelungsmöglichkeiten lässt derartiges Verbraucherverhalten zu.

Wir verbannen unser Umweltbewusstsein und unsere Esskultur in hintere Hirnregionen, um uns unsere Stimmung nicht zu verderben.

Sehen unsere Augen manch schlechtes (nicht nur Müllberge, sondern auch vegetierende Menschen, die darin suchen, Orientierungslose, die konfus durch Straßen irren, warum auch immer), so hören unsere Ohren viel, viel gute Musik: in den Parks, vor Hotels, an zahlreichen Straßenplätzen, in der Subway zeigen Musiker ihr Können und wir sind beeindruckt.

Wir schauen uns ein klassisches Musical am Broadway an: Miß Saigon (vormittags gibt es verbilligte Karten am Times Square), eine sehr, sehr traurige Geschichte und wir weinen beide an den gleichen Stellen.

Unsere Stadterkundung beschert uns abends müde, geschwollene Füße, meine Tochter pflegt ihre Blasen, ich lege meine Füße hoch, um ihnen am nächsten Tag wieder Kilometer zumuten zu können.

Wir starten von neuem: das Grand Hyatt an der 42th mit seiner Marmorlobby und der Wasserkaskade, das Plaza am Central Park mit seinen schweren Kronleuchtern im Speisesaal, vorbei am Trump Tower zum Drink im Oakroom des Algonquin Hotels, in dem Künstler, Literaten und Schauspieler verkehren, am Columbus Circle ein Stop zum Shopping (Indian clothes und Schmuck aus aller Welt zu erschwinglichen Preisen), ein steiler Blick hoch zum Rockefeller Center und gegen Abend erreichen wir unseren Geheimtip zum Ausruhen: den Bryant Park zwischen der 42th St und 6th Av., an der Rückseite der Nationalbibliothek. Hier befindet sich ein nettes Restaurant, viele interessante Menschen zum Gucken und eine kleine Bühne für Laienmusiker, die Debutvorstellungen geben.

Am vorletzten Tag durchstöbern wir „Macy´s“ und tragen unser Souvenir in einer Tragetasche: „Macy´s“.

Abends erleben wir etwas besonderes: einen Gospelgottesdienst in der Times Square-Church. Viele Schwarze und wenig Weiße dazwischen, offensichtlich von ihrer Arbeit kommend, singen, danken und preisen Gott (my Lord) in einer ergreifenden, hingebungsvollen Weise, die uns sehr berührt. Wir spüren die Musikalität und Intensität der Farbigen, ihre starke Kraft, die sie sich im Gesang und Gebet holen.

Mit geschlossenen Augen, laut und inbrünstig singend, Arme mit offenen Händen gegen den Himmel gestreckt, rufen sie ihr „Halleluja“ und klatschen und tanzen dabei. Wir machen mit.

Am letzten Tag unseres Aufenthaltes nehmen wir noch einmal an einem Gospel- und Spiritualgottesdienst in Harlem teil. (Harlem ist teils verlassen, verkommen, teils haben reiche farbige z.B. am Sugar Hill Häuser nett renoviert und wohnen darin; die Armut New Yorks hat sich in die Süd-Bronx verlagert.) In den Saal der Baptist Church strömen gut gekleidete, wunderbar farbig anzuschauende Schwarze mit kunstvollen Frisuren.

Ein Chor singt und abwechselnd fallen verschiedene „Prayer“ in Sprechgesängen ein, von Trommeln und Piano begleitet; alles spielt, alles bebt, Halleluja, viele Frauen weinen, einige schreien, alle klatschen und tanzen „Jesus, My Lord, thank you...“ drei Frauen geraten in Trance, in Extase und werden von ihren Verwandten aufgefangen. Fremde Menschen kommen auf uns etwa 20 Touristen zu, schütteln uns die Hände „welcome“ und gehen wieder. Jeder fasst jeden beim nächsten Lied an der Hand. Wir verlassen nach eineinhalb Stunden tief beeindruckt die Kirche.

Auf die Karten an meine Freunde schreibe ich:

New York ist faszinierend und erschlagend zugleich.

Meine Lunge, meine Füße und meine Augen brauchen nun dringend Erholung.

(Dazu habe ich einen Anschlussflug nach Jamaica gebucht.)

Sylvia Rosenkranz-Hirschhäuser